

Bezugs-Preis
Für alle von Deutschland 2.50 M.
Für die Post bezogen 3. M. für das
Jahr. Die Hälfte für
einmal monatlich Zahl.

Halleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die Anzeigen...
Für die Anzeigen...
Für die Anzeigen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition:
Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Donnerstag 24. Januar 1895.

Verleger:
Gertin C. Gröberstraße 8.

Telegramme.

Dresden, 24. Januar. Zur Wiederherstellung des Domes
in Meissen hat sich ein Ausschuss gebildet unter Leitung des
Professors Andriess und des Oberbauinspektors Tempel. Es soll
eine Donatkassette veranstaltet werden. Die Kosten werden
auf eine halbe Million veranschlagt.

Wien, 24. Januar. Ende dieses Monats werden zwei
Missionskommissionen nach Afrika abgehen. In einer
einer dieser Missionen längeren Konferenz über
die Lage in Ostafrika besprochen, wo die man trotz der
Siege Maritani für unzureichend fürchtet hält.

London, 24. Januar. Gestern fand hier ein starkes
Gewitter mit Hagelregen statt. Ein laterer Hagelsturm traf
den Thurm der St. Clementskirche, sodass die Glocken zu läuten
begannen.

London, 24. Januar. (Kollaudition.) Preise fest be-
halten.

Petersburg, 24. Januar. Am Stelle des verstorbenen Sabot-
zins vor demnach Morawitzsch-Skizzen in Warschau zum
Chef des Militärgeheimrats ernannt.

Wien, 24. Januar. Das neue Kabinett wird vor-
ausichtlich wie folgt zusammengesetzt sein: Nicolaus Delanovis,
Präsident und Auswärtiger, Papadimitriou, I. von Vlachos,
Karlus, Schickelschili, Graf, Marine, Gontscharoff, Inneres
und Feinereis, Finanze. Die Zeitung wird heute erwartet,
die amtliche Mitteilung zu, dass Großfürst Georg mit der Kaiserin
Wilhelmine von Preußen sich in diesen Winter nicht nach Caputen
begeben werden. Der Großfürst werde wahrscheinlich bei
Beginn der nächsten Winterreise längeren Aufenthalt in
Caputen nehmen.

England und die japanisch-
chinesische Frage.

(Von unserm Londoner Korrespondenten,
London, 23. Januar.)

Wenn auch die englische Presse seit einiger Zeit eher ebenen
schließen Verhalte, die öffentliche Meinung in Großbritannien von
der Notwendigkeit einer englischen Intervention in der japanisch-
chinesischen Angelegenheit zu überzeugen, aufgegeben hat, so kann sie es
doch nicht unterlassen, bei jeder Gelegenheit über einen neuen japanischen
Erfolg ihren Schmerz darüber Ausdruck zu geben, das sich nach
niemand fand, der den Japanern Einhalt geboten hätte.
Sobald nun das Parlament seine Sitzungen wieder beginnt, wird
die Regierung jedenfalls mit Interventionen über jeden Gegenstand
überhastet werden, und man dürfte vielleicht dann auch nöthigen,
sich eingehend über die Gründe auszusprechen, welche bisher einer
Intervention hindern in Wege standen. Da wird man dann
ebenfalls wieder Gelegenheit haben, ein wenig über Deutschland
beizusprechen, dessen Verhalten in der fraglichen Sache, sowie noch
bei dem einen oder dem andern Anlaufe, dem Londoner „Standard“ zu-
folge, ja John Bull bereits Ausland zum Zwecke der politischen
Erhaltung des deutschen Reichs, in die Arme führte.

Nach heute Morgen hier eingetroffenen telegraphischen Mit-
theilungen sollte die Japaner im Begriffe, ihrem vor sieben Wochen
erlangenen Erfolge in Port Arthur nun einen weiteren hinzu zufügen,
indem sie Inssellan treffen, den zweiten großen chinesischen Kriegs-
schiffen Wei-Sai-Wei zu nehmen. Am Sonnabend bombardierten sie
Langschiffen, das ungefähr hundert englische Meilen westlich von
Wei-Sai-Wei, und in derselben Richtung fünfzig Meilen von dem
Bergschiffen Sze-fu entfernt liegt. Wie die Nacht herein
brach, hatte man die Batterien der chinesischen Forts sämtlich zum
Schweigen gebracht, und die Stadt, von der Lande von der
See her angegriffen, ist, als ob die Befestigung weitehen
Widstand leistete. Die vorliegenden Meldungen bezeugen nicht, ob
die Sieger den Platz besetzen, und der Zweck der Attacke war
vielleicht nur der, die Aufmerksamkeit der Chinesen von dem dritten
japanischen Armeekorps abzulenken, das ungefähr um dieselbe Zeit
in der Pang Tschang Bai an dem äußersten Ende des Schantung
Vorgebirges landete. Der betreffende Zerstörertrupp bricht aus
Mandschurien, die bis jetzt weder an den Klappen in Korea noch an
denjenigen in der Mandschurien gleichnamigen, und offenbar frisch von
Japan aus nachgeholt wurden. Sie werden als das dritte
Expeditionskorps bezeichnet, das bis 25 000 Mann stark aus In-
fanterie, Kavallerie und Artillerie zusammengesetzt, und mit jener Ab-
sicht, welche jedoch Tenzschau nach, und mit der Flotte Hand
in Hand gehend, die nun vor Wei-Sai-Wei ansetzt, gelang es ihnen,
eine Stellung vollständig einzunehmen, und zu halten. Gewisse
Daten bezüglich der Garnison und der Verteidigungsanstalten jenes
Platzes lassen sich natürlich nicht erlangen, doch heißt es, daß der
selbe sehr befestigt sei, als Fort Arthur, und daß sich unter dem
stehenden Mann der Befestigung wohlgeschulte Artilleristen befinden.
Würde die Befestigung des Platzes durch systematisch geleitet, so
dürften die Japaner dort eine harte Auf zu machen finden, aber
es lag ja seiner Zeit, als es die Einnahme Port Arthur
galt, ebenso viel Grund vor, das zu erwarten, und
dennoch fiel es auf den ersten Angriff. Bei der einen oder der
anderen Gelegenheit entwickelten die chinesischen Soldaten zwar neuer-
dings einigen persönlichen Muth, doch ihren Vorkämpfern fehlten selbst
die einfachsten Grundzüge der Kriegskunst fremd zu sein, und ob der
Grund dafür in den verrotteten Zuständen im „himmlischen Reich“
oder in der natürlichen Unfähigkeit der Offiziere zu suchen ist, das
Resultat bleibt dasselbe. Die Muth- und Tapferkeit ihrer Generale,

deren Schurerei und Gaunerei die Soldaten in der Regel um den
größten Theil ihres patriotischen Gedulde bringt, und ihre genügende
Bewaffnung, Representirung und Uniformirung unmöglich
macht, hat das schändliche Verwundlich demoralisirt.
Die Siege der Japaner dürfen daher keinesfalls zu hoch ver-
schätzt werden, und sind weniger militärischen Grundeigenschaften, als
den Erfolg einer feinen wohlorganisirten Polizeimannschaft einem
cebellirten Völkchen gegenüber, zu vergleichen.

Doch darum aber, wie die englische Presse verlangt, die Mächte
den Japanern nimmer Halt gebieten sollen, erscheint als ein
Verloß gegen Muth und Willigkeit Alles, was sie thun könnten,
würde, China zu veranlassen, endlich Japan geeignete direkte Friedens-
verträge zu machen, und abzuwarten, wenn letzteres etwa übermäßige
Forderungen stellt, es zu zwingen, sich dem Schiedsspruch der Mächte
zu fügen.

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser fuhr gestern Morgen gegen 9 Uhr nach
Potsdam und begab sich alsdann nach dem Langen Saal.
Nach dem dort die Matriken des ersten Garde-Regiments 3. B. zu
besichtigen. Nach Beendigung eines Theiles der Kompanien
nahm der Kaiser bei dem Offizierskorps des Regiments das
Frühstück ein und setzte darauf die Besichtigung der übrigen
Kompanien fort. Gegen ein Uhr begab sich der Kaiser nach
Berlin zurück.

\* Fürst Bismarck hat an die konservative Frak-
tion des Reichstages ein Schreiben gerichtet, in welchem
er für die Beileidbezeugungen anlässlich des Ablebens seiner
Gemahlin seinen Dank ausspricht.

\* In einen Wiedereintritt des Grafen Serbert
Bismarck in den Staatsdienst ist nicht mehr zu zweifeln. Als
mehrfachlich darf angenommen werden, daß der Genannte an
Stelle unseres bisherigen Petersburger Botschafters, der zurück-
treten zu wollen erklärte, nach Petersburg geht. Gerade dieser
Posten verlangt einen Diplomaten, der neben seinen Berufs-
thätigkeiten über ein großes Privatvermögen verfügt. Bekannt
ist, daß General von Schweinitz erklärt hatte, mit einem Jahr-
gehalt von 50 000 Thalern nicht auskommen zu können, worauf
ihm 10 000 Thaler pro anno zugestimmt wurden. Aber auch
diese Bezahlung reicht natürlich nicht aus, wenn
der deutsche Botschafter in Petersburg der dortigen
Hochzeitlichkeiten entgegenzutreten und in
Deutschland repräsentiren soll. — Des Weiteren wird man gut thun,
die gegenwärtige Verurteilung des Grafen Rangau,
des Schwiegerbruders des Fürsten Bismarck, — die ein Entge-
genkommen des Monarchen dem Altreichthümer gegenüber
vorstellt, damit dieser seine Tochter als Trösterin zur Seite
habe, — in dem Sinne aufzuheben, daß Graf Rangau in
Wärde zum Preussischen Gesandten in Hamburg ernannt werden
dürfte. Für Herrn von Ribben-Lohse würde dann eine
andere Thätigkeit resp. Stellung gefunden werden. — Schließlich
darf die hohe Auszeichnung, die dem gegenwärtigen deutschen Bot-
schafter in Madrid, Herr v. Radowitz, zu Theil wurde, als
besonders dem ehrenwerth angesehen. Es ist bekannt, daß der
jetzige deutsche Botschafter in Madrid Herr v. Radowitz unter
dem Epitheton Caprivi wenig Freude gehabt hat. Der banale
Reichsflaggenstand ja freilich der Freireiher gegen Herrn
von Radowitz vollständig fern, wieweil ja der anerkannt zu
befähigte Diplomat unter dem Epitheton Caprivi von seinem
verantwortungsvollen Posten in Konstantinopel nach dem gänzlich
unbedeutenden in Madrid versetzt, mit andern Worten „halt
gesteckt“ wurde. Wenn nun bei dem Obensetz der höchste
Ordn, welcher verliehen wurde, dem Herrn von Radowitz zu
Theil wurde, so soll darin eine Anerkennung für die bewährten
Leistungen liegen, welche dieser Diplomat geleistet und zugleich das
Ausprechen der Danksache, daß der „neuerliche Sturm“ bei wichtigen
diplomatischen Anlässen wieder auf die Person des Herrn von
Radowitz zurückzuführen wird, der ja in Madrid aus dem großen
Hohem als Mannesartes ist so wenig bedeutungsvoll, daß ihn
jeder vortragende Rath aus dem Auswärtigen Amte spielen
durfte.

\* Wie in den Entschliessungen der Staatsregierung auf
Begehren und Resolutionen der Abgeordnetenhauses aus der
vorigen Tagung mitgeteilt ist, wird der Erlaß eines Gesetzes
oder reglementarischer Bestimmungen zur Bekämpfung des
Geheimkultus, insbesondere für das Deutsche Reich, von dem
Herrn Reichsminister noch erwohnen. Die Berl. V. o. L.
N. o. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.

Die Frage reichspolitisch zu regeln ist schon seit längerer
Zeit in Aussicht genommen, jedoch stellen sich der Lösung auf
diesem Wege große Schwierigkeiten entgegen. Ob dürfte es
möglich sein, die durch den Verfall von Polizeiverordnungen zu erzielende,
die nicht bloß für einzelne Provinzen, sondern möglicherweise für
den ganzen Staat erlassen werden könnten. Der preussische Kultus-
minister hat vor einiger Zeit eine Anregung in diesem Sinne
gegeben und sind denn auch mit dem zumeist beteiligten Regierungen
Verhandlungen eingeleitet worden. In welchem Grade die
Regierungen gefällig sind, ist allerdings nicht bekannt geworden. Solche
Polizeiverordnungen würden sich aber nur schwer einführen lassen,
als ihnen nicht in gegenseitigen Bestimmungen Hindernisse im Wege
stünden. Nun haben sich namentlich für die Provinz die bestehenden
gegenseitigen Bestimmungen über das Geheimkultuswesen in der
Hauptprovinz vielfach fähig gemacht. Der Verfall
des Abgeordnetenhauses in der vorigen Tagung, auf welchem die
eben angegebene Entschliessung des Staatsministeriums erfolgt ist,
betraf gerade diese französischen Bestimmungen. Es ist sicher, daß
zum Erlaß von Polizeiverordnungen in dem gedachten Sinne die
Besichtigung dieser Bestimmungen notwendig ist. Hinsichtlich wäre
es deshalb angebracht, zu erörtern, ob nicht die vorerwähnten
und zu großen Hindernissen führenden französischen Bestim-
mungen vorher durch Gesetz aufgehoben würden. Man
hat sich in der vorigen Tagung mit der Auf-

hebung der im Geltungsbereich des geheimen Reichs be-
stehenden Vorschriften über die in der Reichsregister einzuverzeichnenden
Personen betreffend zur Abstellung eines starken Mißstandes
entschieden, der auf die französische Gesetzgebung zurückzuführen
war, es wäre gut, bei den in Betracht kommenden Bestimmungen
über das Geheimkultuswesen diesem Zweck zu folgen. Die
veranschlagte Regelung trifft allem Anschein nach in der That
in weite Ferne. Umsoher Veranlassung, Läten die Einzelheiten,
hier einzutragen.

\* Von gut unterrichteter Seite wird mitgeteilt, daß das Aus-
scheiden des Commandanten General v. Bismarck, jetzt bereits
von offizieller Seite bestätigt wurde. Die Beschlüsse der Stadt
Verwaltung treffen schon Vorbereitungen zu einem Abschiedsball.
General von Bismarck wurde am 22. Februar 1829 zu Minister in
Preußen geboren und 1848 Feldwebel in der
Garde-Artillerie-Brigade. Seit 1866 im Generalstab wurde
er bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges zum Ober-
Commandanten der 1. Armee ernannt, und 1871 zum Ober-
Commandanten der Süddeutschen Armee ernannt; in der gleichen Eigenschaft
blieb er dann vom Juni ab der Dispositionsarmee. Nachdem er
Ende des Jahres 1871 zum Chef des Generalstabes des 9. Armees
ernannt worden war, erhielt er 1872 die Führung des Schles-
wig-Holsteinischen Feldartillerie-Regiments Nr. 9. 1874 wurde er
Ober-Commandant des Schleswig-Holsteinischen Feldartillerie-Regiments
Nr. 24. 1877 erhielt er das Commando der 2. Feldartillerie-Brigade,
wurde 1880 Generalmajor, 1884 Inspektor der 2. Feldartillerie-Brigade,
1885 Generalleutnant, endlich 1889 Commandant der
General. Am 27. Januar 1890 wurde er zum General der Artillerie
erhöht.

\* Freisinnige Marinepolitik. Die Freisinnige Zeit-
ung von jeder eine Gegenpart der Stärkung unserer Wehr-
kraft zu Lande und zu Wasser. Das Hauptziel der Politik
ist es, die Marine zu stärken, um die Welt zu beherrschen, und alles
verbraucht, was es möglich ist, hat das Meer, und ein alles
ablehnende Haltung gegenüber einer etwaigen Verneinerung von
Kreuzern zu vermeiden, eine ganz neue Begründung erfinden;
es schreibt nämlich ganz entsetzt:

„Das ist also das Neue, das man für den überflüssigen Dienst
nicht bloß Schiffe haben will für Landungen, für einen repro-
duktion und demoralisation Zweck, sondern darüber hinaus noch
zu allerhand kriegerischen Expeditionen, um in fremden Gewässern,
denen Land und Meer in seiner Weite nur vorliegt.“
Das Ministerium Organ will also unsere Flotte nur als ein
Decorationsstück ansehen. In einem solchen Zwecke wäre das
denn doch eine etwas zu theure Institution. Wenn aber die
„Freisinnige Zeitung“ Klarheit über die Natur von allerhand
kriegerischen Expeditionen, die möglicherweise notwendig
werden könnten, fordert, so sollte sie sich an einen Stenographen
um Aufschluß wenden. Anders Sterbliche werden hierzu nicht
in der Lage sein. — In ihrer gestrigen Nummer hat sie nun
einmal wieder nachgehender Notiz Raum gegeben:

„Die Marine-Disziplin ist, wie man die falsche
Behauptung, daß sie keine Zeit vermerkt zu schaffen und ab zu den
für die Deutsche Kriegsmarine verwendet worden ist, als in dem
laufenden Jahre. Eine gerade jetzt im Januar ab der amtlichen
„Marine-Anzeiger“ veröffentlichte Zusammenstellung ergibt, daß
seit 1878/79 in allen Jahren mit Ausnahme der Jahre
1890-94 geringere Summen für Schiffbaukosten verwendet
worden sind, als in den Jahren 1884/85. Die höheren Summen
für die Jahre 1890-94 erklären sich wesentlich aus dem gleich-
zeitigen Bau von 4 großen Panzerschiffen, die bekanntlich seitdem
vollendet sind.“

Demgegenüber bemerkt die Berl. Correspondenz:
„Die Marine-Disziplin ist, wie man die falsche
Behauptung, daß sie keine Zeit vermerkt zu schaffen und ab zu den
für die Deutsche Kriegsmarine verwendet worden ist, als in dem
laufenden Jahre. Eine gerade jetzt im Januar ab der amtlichen
„Marine-Anzeiger“ veröffentlichte Zusammenstellung ergibt, daß
seit 1878/79 in allen Jahren mit Ausnahme der Jahre
1890-94 geringere Summen für Schiffbaukosten verwendet
worden sind, als in den Jahren 1884/85. Die höheren Summen
für die Jahre 1890-94 erklären sich wesentlich aus dem gleich-
zeitigen Bau von 4 großen Panzerschiffen, die bekanntlich seitdem
vollendet sind.“

\* Die Polen bringen selbst Kaisers Geburtstag zu
antidemokratischen Demonstrationen. So veröffentlicht der
„Gaienn“ eine Korrespondenz aus der Provinz, worin das
gegen protestirt wird, daß Polen mit Mitgliebers des „Verins
zur Förderung des Deutschthums“, ihren „erbitterten Feinden“,
bei den Festmahlen zusammenzufinden sollen. Die Herren Land-
räthe, die gewöhnlich Verwalter der in Rede stehenden Fest-
lichkeiten seien, sollten sich darauf richten. — Der Ruf an
die Landräthe, die Mitglieder des genannten Verins den
Herren Polen zu Liebe von den Festlichkeiten auszuschließen,
verrieth eine solche Annahme, daß sie nicht energisch genug
zurückgewiesen werden kann.

Im nächsten Heft wird, laut der „Arens-Ztg.“, der von „Sens-
nialen“ gewählte Ausschuss zur Berathung im Lager „Sens-
frage“ wieder zusammenzutreten, der schon vor Weihnachten einige
Sitzungen abgehalten hat. Er hat die erste Sitzung noch nicht ganz
abgeschlossen; daran soll sich dann eine zweite Sitzung anschließen.







Preussischer Landtag.

Das Abgeordnetenhaus zeigte heute ein weites Gesicht... Das Ministerium, an dem gegen den Ministerpräsidenten und sämtliche Minister sich nichts geändert hatten, war heute recht leer.

Wort der Abgeordneten.

5. Sitzung vom 23. Januar 1895. 11 Uhr. Hr. Min. v. Tschammer-Ettenberg, Hr. v. Hofmann. Die erste Lesung des Etats wird fortgesetzt. Hr. v. Hofmann (Vize): erklärt die Ausführungen des Finanzministers für richtig...

Mitler spricht. (Sehr richtig links.) Ich hoffe, schließlich werden die Macht der Gründe und die Nothwendigkeit, die in den Dingen liegt, auch im Reichstag noch zu einem guten Ziel führen...

Landtagssection Grundzüge für ein solches Gesetz aufstellt. Nachdem diese wiederholt im Unterministerium beraten worden sind, habe ich sie vertraulich an die Regierungs- und Ober-Präsidenten geben lassen...

78

79





(Nachdruck verboten.)

**Bruder Roderich.**

[20] Roman von Carl Ed. Klopfer.

VIII.

Es kann einer in Mode kommen — gegen ſeinen Willen. Die Mode iſt ja launiſch und erkürt ſich mitunter einen Lieb- ling, der ſie verachtet. Ein ſolcher war Roderich von Hünold. Dame la mode hatte ihn in den letzten drei Jahren überallhin mit ihrer Werbung verſolat. In St. Petersburg war ihm im Handumdrehen ihre verſchwenderiſche Gunſt zugeflogen. Sein berühmtes Gemälde „Die Kornen“ wurde vom Czaren gekauft, und weitere Aufträge ſollten ihn längere Zeit an den Hof feſſeln. Als aber die ob ihrer klaſſiſchen Schönheit viel un- wordene Fürſtin Niſkin die Marotte hatte, ſich von ihm als ſterbende Lucretia porträtieren zu laſſen, da ſah er ſich mit einem Male auf ein bisher noch nicht betretenes Kunſtfeld verſetzt.

Alle Schönheiten der Petersburger Ariſtokratie ſtrebten danach, ihre Reize durch ſeinen Pinſel vereinigen zu laſſen. Jetzt kamen nur Frauenbildniſſe von ſeiner Staffelei. Dabei regnete es Einladungen, denen nicht immer auszuweichen war, und als die Winterſaiſon auf dem Höhepunkt ſtand, war Hünold der er- klärte Löwe der tonangebenden Salons, er mochte wollen oder nicht. Ja, vielleicht trug gerade ſein leiſes Widerſtreben am meiſten dazu bei; man fand ja den tiefen Ernſt, die Schwei- gſamkeit des Künſtlers ungemein pikant, und gar manche gluth- äugige Sarmatin buhlte um den Nimbus, den intereſſanten Deutſchen erobert zu haben — aber vergeblich. Seine Gemein- ſchaft und Kälte ſchrieb man ſeinem langen Aufenthalte in England zu. Der britiſche Spleen habe ihn verdorben, ſagte man, und ſchwärmte darum doch nicht weniger für ihn.

Sein Talent für das weibliche Porträt wurde übrigens mit Recht gerühmt. Er hatte eine Art, ein Geſicht zu charakteriſiren, die Seelen-Malerei genannt werden konnte. Bald lag es in den Augen ſeiner Frauenköpfe, bald als ein feiner, nicht auszu- ſtubirender Zug um den Mund — ein „je ne sais quoi“, das die ganze Individualität mit einem glücklichen Griff im Innerſten erfaßte und dem Gebilde pulſirendes Leben verlieh.

Aber ſo ſehr Hünold auch gefeiert wurde, er konnte ſich auf dem fremden Boden nicht heimlich fühlen. Was es wirklich wieder die Sehnsucht nach dem Vaterlande, was das bewirkte, oder eine allge- meine Unbefriedigung? Er betrachtete ſeinen Aufenthalt in der ruſſiſchen Hauptſtadt ſtets nur als vorübergehend, war immer auf den Spring, davonzulaufen, und nur die Unluſt nach einem anderen beſtimmten Ziele, oder vielmehr der raſche Wechſel ſeiner Laune, in welchem er bald dieſen, bald jenen Ort erwählte, ließ ihn drei Jahre lang zu keinem endgültigen Entſchluffe kommen. Erſt äußere Einflüſſe bewogen ihn dazu.

Der große Erfolg, den Hünold auf der Berliner Inter- nationalen Kunſtausſtellung mit einigen ſeiner beſten Bildniſſe errang, verſchaffte ihm eine überaus ſchmeichelhafte Berufung an die Berliner Akademie. Und er nahm den Ruf an — in gleich- gültiger Laune, wie er allenfalls — ſeinen Noth gemehelt hätte.

In Berlin, dieſem Baroenu unter den Weltſtädten, wurde dem hochberühmten Künſtler ein Empfang, der ihn ſofort wieder in jenen Geſellſchaftskreife, jenen am fin de siècle international gewordenen Dunſtkreis parfümirter Uebelkultur verſetzte, dem er eben überſättigt entflohen war. Wieder ſah er ſich in den Strudel einer geräuſchvollen Geſelligkeit gezogen — und nach wenigen Wochen fühlte er ſich in dem nervenbetäubenden und nervenzertörenden Tanze, mit dem das High-life der allmächtigen Mode und ihren Prieſtern und Günftlingen huldigt, müder, ab- gelebter als je. Mitten in allem Glanze, der ihn umgab, ſpürte er ſeine allmächtige — Verjümpfung und wußte doch keinen Aus- weg. Wohin auch?

Er traute ſich nicht mehr Luſt und Kraft zu, dem Leben einen wirklichen Genuß abzugewinnen. Er malte wieder dieſe blonden und braunen und ſchwarzen und rothen Damenköpfe, die

ſchmachtenden, feurigen, firengen, weichen, verheißenenden und affe- tirt ſpröden Geſichter, und in alle ſein berühmtes „je ne sais quoi“, hervorblitzend aus dem wächſernen Strich größerer oder geringerer Blaſirtheit, den faſt alle ſeine unzähligen Auftrag- geberinnen mitbrachten, mochten ſie nun Fürſtin Niſkin, Gräfin Pudeliwiſ oder Frau Bankier „von“ Diamantenſtaub heißen.

Zuweilen fühlte er ſich auch von ſeiner Kunſt angeeſelt, und das waren die Stunden, in denen die Elenen der Akademie an dem Herrn Profeſſor einen beißenenden, zerſetzenden Sarkasmus zu fürchten hatten.

Eines Tages ſprach auf ſeinem Atelier in der Akademie ein ſchwarz gekleideter, älterer Herr vor, ein Mann von höchſt intelli- genter und menſchenfreundlich wohlwollender Phyſiognomie und der unſicheren, um nicht zu ſagen ſchüchternen Haltung eines Provinzlers. Als er ſich als „Univerſitätsprofeſſor Dönemann“ vorſtellte, mußte Hünold unwillkürlich lächeln. Ja, das war die Typpe des modernen deutſchen Stubengelehrten! Wie grundver- ſchieden ſtand ihm der andere „Profeſſor“, der Künſtler, gegen- über! Hünold ſlang der Name übrigens bekannt; er vermutete eine Leuchte der Wiſſenſchaft vor ſich zu haben und ſchämte ſich ein wenig, von den demnach gewiß bedeutenden Werken des Mannes abſolut nichts zu wiſſen.

Profeſſor Dönemann ſchien es ebenſo zu gehen, denn er ent- wickelte ſein Anliegen unter der verlegenen, kurios genug klin- genden Einleitung: „Verzeihen Sie, mein Herr, man ſagte mir, Sie genöſſen eines großen Rufes als Portraitmaler . . . Ich würde beſonderen Werth darauf legen, wenn ich das Bildniß meiner Tochter durch Ihre Meißterhand . . . ſah!“

„Aha, ein neuer Auftrag!“ Hünold wollte ſchon kurzer Hand ablehnen, denn er war ja wahrhaftig mehr als überhäuft, aber die Bitte in dem Blick, mit dem ihm der alte Herr über die Brillengläſer hinweg anſah, und ſeine ganze Unbeholfenheit hatten etwas geradezu Rührendes, und Hünold mußte ſich ſagen; daß ihm da wenigſtens eine Abſchweifung von der Schablone ſeiner Mäcene aus der Blut- und Finanz-Ariſtokratie geboten war.

„Nun, ich bin zwar ſehr in Anſpruch genommen — aber wenn mir Ihre Fräulein Tochter gefällt . . .“

Dönemann ſah den Maler verduſt an. „Ja, Sie begreifen doch, daß ich mich nicht entſchließen werde, das nächſtbeſte, unbedeutende Geſicht zu konterfeien.“

Der Profeſſor ſchluckte einige Male heſtig. Dann ſagte er zaghaft und etwas gekränkt: „In dieſer Hinſicht — glaube ich, Ihnen — die beſten Verſicherungen geben zu dürfen. Ich liebe meine Neſly ſehr, aber ohne Voreingenommenheit und Unbeſei- denheit wage ich zu behaupten, daß . . . hm! hm! Ah, ver- geben Sie mir! Ich vermag Ihren Standpunkt wohl zu wür- digen, allein es wird mir doch ſchwer, Ihnen mein Kind ſo zu ſagen anſuppreiſen. Ich kann nicht aufdringlich ſein; ich fände darin etwas Entwürdigendes für meine Tochter . . . Nehmen Sie mir's nicht übel — ich verſtehe mich allerdings ſo wenig auf die Formen, die Sie von Ihnen — darf ich ſagen: Auftrag- geben? gewohnt ſein mögen . . .“ Hünold mußte lachen, wie- wohl er eigentlich dachte, daß es von dem biederen Manne eine etwas prägnante Eitelkeit ſei, ſein Töchterlein gerade von ihm malen zu laſſen.

„Ja ſehen Sie, Herr Profeſſor,“ ſagte er mit etwas ironiſcher Jovialität, „dieſe Umſtände würden Ihnen bei einem anderen Farbenkünſtler erpart geblieben ſein. Ein ſolcher that's auch — ſonſt zu mäßigeren Anſprüchen.“

Der Profeſſor ſeufzte und ſein roſiges Greiſengeſicht färbte ſich noch höher, während er ſeinen Cylinder glattſtrich.

„Ich — ich würde mich aber beſonders freuen, gerade von Ihnen . . .“ meinte er leiſe; „und ſchließlich wäre ich — für meine Tochter auch zu einem Opfer bereit. Ich bin Ihnen ihret- wegen ohnedies ſchon in gewiſſem Sinne verpflichtet. — Sie werden ſich wohl kaum mehr an jene kleine Episode erinnern . . .“

Hünold machte erſtaunte Augen, und das Roth der Verlegen-

heit auf den Backen des liebenswürdigen Alten vertiefte sich noch um eine Nuance.

„Sie leisteten meiner Tochter Ritterdienste — auf der Station Gransee, als wir im Gedränge getrennt worden waren. Es war vor drei Jahren, Sie fuhren damals, so wie wir nach Berlin, Herr Professor . . .“

„Ja ja!“ rief Hünold erheitert. „Jetzt fällt's mir ein. Ich hörte auch Ihren Namen, und daher kam er mir heute gleich bekannt vor.“

„Sie erinnern sich meiner Tochter also noch?“

„Freilich. Ein allerliebtes, aschblondes Puppentöpfchen mit einem Paar treuherziger Bergfäsmennichtaugen. Das ganze zarte Persönchen steckte noch zur Hälfte in den Kinderschuhen.“

„Jetzt zählt sie zwanzig Jahre“, wagte der Professor zu berichten.

„Ei! Nun ja, ich vergaß, daß drei Jahre in solchem Alter von großer Bedeutung sind. Auf jeden Fall wird mir ein so reizend naives Gesichtchen ein willkommener Vorwurf sein. Salonpuppen habe ich nun gerade schon genug gemalt. — Wann darf ich Ihnen meine Aufwartung machen, um die Bekanntschaft mit dem Fräulein zu erneuern?“

„Sobald es Ihnen beliebt“, entgegnete Dönemann erfreut und überreicht dem Maler eine Karte.

Damit waren die Beziehungen zwischen Hünold und der Professorenfamilie eingeleitet.

Einige Tage später fand sich der Maler in dem Dönemann'schen Hause in der Dorotheenstrasse ein. Er hatte sich auf ein echtes Philisterheim gefast gemacht und seinen Umgangston mit diesen „braven Leuten“ von vornherein auf eine protegirende Bonhommie gestimmt, die der in der Atmosphäre des Weltmannes atmende Künstler einem ehrenwerthen Spießbürger gegenüber annimmt.

Es waren pudige Leuten, dieser Professor, die Frau und seine Tochter: alle Drei rundlich und rosig und unter sich von einer merkwürdigen Ähnlichkeit, wie sie ein besonders inniges Zusammenleben mitunter mehr als die Blutsverwandtschaft zu verleihen scheint, drei Menschen, die sich eine eigene kleine Welt geschaffen hatten und mit der andern mit einer gewissen ängstlichen Naivität in Berührung traten.

Hünold wurde übrigens von Fräulein Petronella Dönemanns Anblick höchst überrascht. Diese gesunde, heitere Schönheit gab sich so frisch und herunmittelbar, daß er sich wirklich freundschaftlich anseheimelt fühlte. Aber sein etwas spöttisch fortdialer Ton verschwand doch sofort. Er kam sich mit seinem „weltmännischen Air“ nicht mehr so erhaben über diese Familie vor.

Ein Stutzer hätte es ebenso gut unternehmen können, in einem patriarchalischen Hirtendorfe mit seiner — eleganten Kravatte zu prunkeln, als Hünold mit seinen Gesellschaftserfolgen vor diesen in ihrer Schlichtheit wahrhaft vornehmen Gemüths-menschen.

### Französische Urtheile über De tschland.

Wenn man eines der zahlreichen französischen Bücher über Deutschland, die in unieren Tagen erscheinen, zur Hand nimmt, so macht man fast immer die merkwürdige Beobachtung, daß der Franzose bei Beurtheilung deutscher Zustände einen Standpunkt einnimmt, demjenigen sehr ähnlich, von dem aus vor nahezu zwei Jahrtausenden Tacitus seinen Landsleuten Sitten und Gebräuche der alten Germanen schilderte. Der feingebildete französische Schriftsteller, so eifrig er auch Deutschland studirt haben mag, steht hier noch immer vor einer ihm durchaus fremden Erscheinung, und es kommt ihm kaum in den Sinn, einen Vergleich zwischen den beiden, durch die geographische Lage viel eher auf Zusammenhalten, als auf Trennung hingewiesenen Völkern zu ziehen. Der Mangel, der trotz der of besten Absichten den Publikationen der Franzosen in dieser Hinsicht fast durchgehend anhaftet, liegt vor allen Dingen darin, daß der Ausländer die einzelne, ihm auf fremden Boden entgegentretende Erscheinung zu leicht als *Typus* alten läßt; was irgend ein beliebiger Handlungsweise im Eienabstufwee angedröhen oder gethan hat, wird gleich als Aeußerung irgend welcher nationaler Eigenheit registriert, und gerade die Uebertreibungen irrend einer Geiellschaft werden als Norm hincestellt, weil der Fremde naturgemäß das Außerordentliche schneller sieht, als das Alltägliche.

Zu diesen Betrachtungen giebt uns ein soeben erschienenes

Von der Kunst und der Angelegenheit, die den Maler eigentlich hierher geführt, war lange keine Rede. Es war, als schloßen Bewohner zweier verschiedener Welten mit einander Bekanntschaft. Das alte Ehepaar war ebenso vergnügt, den berühmten Meister in nächster Nähe als einen recht angenehmen Mann entpuppt zu sehen, wie Hünold in der Betrachtung eines stillen Familienstücks, an dem so Viele mit verständnißlosem Lächeln vorübergehen.

Die Frau Professor legte dem Künstler mit aller Delikatesse endlich die Frage vor, ob er sich entschließen könne, das allerseits ersehnte Portrait auszuführen. Hünold erklärte sich bereit und bestimmte gleich den folgenden Tag als denjenigen, an welchem sich die junge Dame in seinem Privatatelier einfinden solle.

Das würdige, alte Paar sah sich darauf etwas kleinlaut an. Da erklärte ihnen Nelly unter fröhlichem Lachen das Selbstverständliche dieser Anordnung. Herr Professor Hünold könne ja doch nicht in ihrem Hause, bei gewöhnlichem Zimmerlicht malen.

Noch mehr Verblüffung erreagte dann Hünolds weitere gelassene Forderung, daß das Fräulein bei den Sitzungen allein sei. Er empfinde die Gegenwart einer dritten Person bei solchen Gelegenheiten immer als störend — nicht für sich selbst, sondern auch für die Stimmung des Portraitmodells. Er könne höchstens gestatten, daß das Fräulein zu den Sitzungen geleitet und zu bestimmter Stunde wieder abgeholt werde. So sei er es stets zu halten gewohnt.

Nelly fand, daß es ihnen nicht zukomme, eine Ausnahme zu verlangen, die er sonst nicht gelten lasse, und wußte die Eltern zu bewegen, daß sie sich auch darein fügten.

„Du lieber Gott!“ — schien der resignirte Blick zu sagen den der Universitätsprofessor mit seiner Ehehälfte wechselte, — „wir haben nun einmal die fähne Idee gefast, unter Herzblättchen durch die Kunst des berühmten Wundermannes herrlichen zu lassen — jetzt müssen wir uns seine kuriofen Launen ebenso gefallen lassen, wie seine ganz hochfeine Kundschaft. Das kommt davon, wenn man hoch hinaus will!“

Der gute Mann! Er wußte es garnicht, daß jene „hoch-fahrende Idee“ weder die seine, noch die seiner Gattin war. In Sachen besonderer geheimer Wünsche versteht sich auch die holdeste Unschuld auf ein bißchen Politik . . .

Die Sitzungen begannen mit dem bestimmten Tage.

Gleich beim ersten Besuch hatte Nelly Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß der große Mann „seine Damen“ mit genialer Freiheit empfing. Als sie mit der Mutter das Wohnzimmer betrat — einen Raum, der allein schon ein Prachtstück geläuterten Geschmacks bildete — streiften sie an einer imposanten weiblichen Erscheinung vorbei.

„Ihre Majestät die Erkonigin von \*“ küßerte ihnen der Diener zu, der hinter der Davongehenden die Thür schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Auch\*) von Th. Wyzewa Anlaß, welches mehrere Aufsätze enthält, die in den Jahren 1887 und 1891 in der „Revue des Deux Mondes“ veröffentlicht wurden. Dem Verfasser muß das Zeugniß des ernsthaftesten Bemühens, zu einem richtigen Verständniß deutscher Art zu gelangen, ohne Weiteres ausgestellt werden, trotzdem manche seiner Beobachtungen geradezu als falsch zu bezeichnen sind. Mag es z. B. immerhin vorgekommen sein, daß, wie Seite 117 erzählt wird, ein Mal bei einem jung verheiratheten Advokaten die Frau vor dem Diner, welches dieser einigen Freunden gab, in der Küche gespeist hat: darum ist doch die Folgerung grundfalsch, daß die Frau „für die Männer dieselbe Rolle spielt, wie Bier und Tabak.“ Wir haben aus der sehr elegant geschriebenen Schrift zwei Stellen heraus, über das Essen in Deutschland und über Berlin. Während die letztere als Probe sehr richtiger Wahrnehmungen gelten mag, giebt uns die erstere, daß der Verfasser keine Gelegenheit gehabt hat, seine Beobachtungen in guter deutscher Geiellschaft zu machen und unbewußt den Maßstab der beiden französischen Geiellschaft an die Erscheinungen in zum Theil jedenfalls sehr untergeordneten deutschen W.rthshäusern legt. Was würde man wohl in Frankreich zu einem deutschen Buch sagen, welches bei Schilderung französischer Sitten von dem ekelhaften Schmaggen,

\*) Théodor de Wyzewa, Chez les Allemands, L'Art et les Moeurs, Paris, Perrin 1895.

der Franzosen oder gar dem unappetitlichen Benehmen der Eisenbahnpassagiere in der zweiten und dritten Klasse sprechen wollte.

„Die Deutschen,“ sagte der Verfasser, „schmecken nicht, sie verschlingen.“ Es ist in der That sonderbar, wie wenig Wert sie auf das Einzelne, was sie essen, legen. Die deutsche Küche ist ganz besonders eintönig und unschmackhaft. Alle Fleischgerichte haben den gleichen Geschmack, sind auf die gleiche Art zubereitet, mit der nämlichen dicken und schweren Sauce, alle werden mit den nämlichen, in Wasser gekochten Kartoffeln servirt. Der Wunsch, Abwechslung in die Gerichte zu bringen, erfüllt nicht: eine Niesenportion Kalbsbraten oder Schinken genügt für eine Mahlzeit. Hors d'oeuvre und Dessert sind nur eine Konzeption an die französische Mode. Wenn ein Deutscher in einem Restaurant von einer Speise nicht satt wird, so kann man wetten, daß er von derselben, die er eben gegessen hat, eine zweite Portion bestellt.

Das Gefühl für den eigenthümlichen Reiz einer guten Mahlzeit scheint in Deutschland fast unbekannt. Man liebt es dort nicht, sich, wie bei uns, zweimal den Tag an eine gut bestellte Tafel zu setzen und in kleinen Portionen möglichst verschiedenartige Gerichte zu genießen und so gewissermaßen gleichzeitig mit der Befriedigung des natürlichen Gchbedürfnisses sich künftlmäßig zu zerstreuen. Die Deutschen haben zwar die Gewohnheit, zwischen 1 und 2 Uhr zu speisen, aber außer dieser Mahlzeit binden sie sich an keine Stunde und essen dann, wann und wo sie gerade wollen. Sie essen im Cafe, im Theater, im Museum. Ich habe Leute gesehen, die mitten auf dem Trottoir vor einer Braterei im Stehen ein Stück Roastbeef verschlangen. Die deutschen Schnellzüge haben keinen längeren Aufenthalt, während dessen die Reisenden frühstücken oder zu Mittag speisen können. . . .

Ferner fehlt ihnen das Bedürfnis nach Behaglichkeit und Komfort. Viele Familien nehmen das Abendessen niemals zu Hause ein. Man geht in die Brauerei und setzt sich sonderbarer Weise an Tische, die schon stark besetzt sind; Frauen, Kinder, und Diensthote suchen, so gut es geht, Platz. Die Kellner, immer in schwarzem, meist schmutzigem Frack, beeilen sich nicht, nach den Wünschen zu fragen; noch weniger eilt es ihnen, das Bestellte aus der Küche zu holen. Sind die Portionen endlich gekommen, so werden sie mit schläfriger Langsamkeit verpeist, kaum wird dabei ein Wort gesprochen. Dann zünden die Männer ihre Zigarren an, die Frauen sitzen unbeweglich da, die Hände zusammengeleat, vor schmutzigen Tellern und leeren Gläsern; die Kinder haben den Kopf auf dem Tisch und schlafen; um 10 Uhr zahlt man und geht nach Haus.

Die Art zu essen, entbehrt jeglicher Feinheit; Tische und Teller in den besten Restaurants sind oft kaum gesäubert. Tischtücher und Servietten gehören bis auf den heutigen Tag zu den Seltenheiten; manchmal bekommt man statt einer Serviette ein vierreichtiges Stück Papier mit der Inschrift: Guten Appetit! Ich habe öfters gesehen, wie junge Leute, die allem Anseheine nach auf ihr Neußeres großen Werth legten, am Tische vor dem Essen ihr Haar und ihren Bart kämten. Daß man sich des Messers bedient, um die Speie in den Mund zu führen, ist in Deutschland noch immer fast die Regel. . . .

Für den deutschen Durst genügt das Bier ebenso, wie die lanameiligen Braten für den Hunger. Mit Bier werden die Mahlzeiten begossen, mit Bier betrinkt man sich. Die Sigungen der Studentenvereine haben nur den Zweck Bier zu trinken. Man amüßirt sich dabei nur mit Biertrinken, und nur mit Bier wird man bestraft, indem jeder Verstoß die Verpflichtung nach sich zieht, eine gewisse Anzahl Extratoppen zu leeren.

In dieser Weise hat der Autor seine Beobachtungen über deutsche Lebensart in dem Kapitel „Die Provinz (!) und das deutsche Leben“ niedergelegt, während der letzte Abschnitt von „Berlin und den neuen Sitten“ handelt. Hier sind nicht nur persönliche Erfahrungen zu einem Gesamtbilde vereinigt, sondern auch deutsche Schriftsteller, wie Rodenberg und Leirner, werden herangezogen. Die meist zu ungünstigen Resultaten gelangende Forschung muß im Großen und Ganzen als richtig anerkannt werden, nur darin irrt Bazzewa, daß von Berlin aus auf deutsche Sitte überhaupt eine ungünstige Rückwirkung erfolgt ist. Er verwechselt das außerberlinische Deutschland mit dem Begriff „Provinz“, den der Pariser auf alles Französische anwendet, das nicht Paris ist. Davon abgesehen haben die Mittheilungen über das heutige Berlin gerade deswegen besonderen Werth, weil sie von einem Pariser herrühren; was hier über den rapiden Aufschwung der deutschen Reichshauptstadt gesagt wird, muß Jedermann bestä-

tigen, der in den letzten Jahren nach längerer Abwesenheit Berlin besucht hat.

„Berlin, die jüngste der Großstädte, hat sich wie mit einem Schläge alle modernen Erfindungen angeeignet. Die Stadtbahn, die hauptsächlich aus strategischen Gründen erbaut wurde, ist nebenbei ein sehr bequemes Beförderungsmittel und bietet unzählige Vortheile, ebenso wie die Trambahnen und Omnibusse, die Feuerstrigen, die elektrische Beleuchtung und andre Dinge, in denen die übrigen europäischen Hauptstädte, nicht einmal London, mit Berlin nicht rivalisiren können. . . . Franzosen, Engländer, Russen und Amerikaner haben unzweifelhaft Recht, wenn sie nach Berlin kommen, um dort die letzten Fortschritte von Wissenschaft, Industrie und Unterricht verwirklicht zu sehen. Ich kenne zwar Baltimore, Chicago und die übrigen neu erstandenen Städte Amerikas und Australiens nicht, aber ich zweifle, daß selbst da eine Entdeckung schneller verwerthet wird und daß den neuen Einrichtungen dort alle Gebräuche weniger im Wege stehen. Von heut auf morgen verändert sich Berlin. An die Stelle der engen, schmutzigen Straßen sind breite Avenuen getreten, wo früher einförmige Häuserreihen standen, erheben sich jetzt große Paläste mit elektrischer Beleuchtung; Sümpfe und Moräste dehnten sich früher aus, wo jetzt elegante Squares mit Obelisken durchgeführt sind.“

### Nochmals die japanischen Greuelthaten in Port Arthur.

Ueber die angeblichen Greuelthaten der Japaner in Port Arthur wird von einem Japaner, der sich jetzt in Württemberg aufhält, geschrieben:

Der Berichterstatter einer europäischen Zeitung, der selbst bei der Einnahme von Port Arthur Augenzeuge gewesen sein will, ist vor Allem von der schauerhaften Barbarei und Grausamkeit der Japaner berichtet. We weit aber Wahrheit und Vermuthung in dem Berichte sich kreuzen, bedarf für einen Kenner kaum der Ueberlegung. Es wäre jedoch sehr zu wünschen, daß auch die anderen, sicher zugegen gemessenen Mitarbeiter der Londoner „Times“, des Pariser „Le Temps“, der New-Yorker „World“ und Andere ihre Meinungen hierüber veröffentlichten. (Leider hat kein deutscher Berichterstatter der Schlacht beigewohnt.) Bedor noch das Gerücht in Europa verbreitet wurde, schrieben darüber die japanischen nichtmilitärischen Augenzeugen vielfach in verschiedenen Tokioer Zeitungen. Es hieß etwa folgendermaßen:

„Als die Chinesen, von den Forts vertrieben, nach der Stadt entflohen, wurde von den verfolgenden Japanesen heftig geschossen. Wir fanden, in die Stadt gelangt, zu unserem Entsetzen mehrere mit Schießwunden bedeckte Leichen von Greisen, Frauen und kleinen Kindern zerstreut da liegen. Das Bild war wirklich herzzerreißend! Die Japaner standen sprachlos vor den Leichen. Es lag z. B. eine 40 jährige Frau entseelt am Boden, neben ihr zwei Kinder von 3 bis 7 Jahren, welche bereits mit dem Tode rangen. Dicht am südlichen Stadthor war die Leiche eines 70 jährigen Greises und daneben die eines lieblichen Knaben, welcher ein Entel des ersten zu sein schien. Einige Schritte davon entfernt befand sich die Leiche eines jungen, bildschönen Mädchens, ein Bambuskorbchen in der Hand. Außerhalb der Stadt auf dem Felde sah man eine Menge wilder Hunde, welche den Leichen das Gesicht, die Extremitäten, den Kumpf zerfraßen, so daß die Leichen schrecklich entstellt und hier und da die Eingeweide bloßgelegt waren. Die japanischen Soldaten machten sich heftige Vorwürfe, daß sie selbst — wenn auch unbewußt — mit den ehrenvollen Waffen der Gerechtigkeit gegen unschuldige, hilflose Geschöpfe solche haarsträubende Greuelthaten begangen hatten. Die chinesischen unmenslichen Civil- und Militärbeamten, welche nichts Besseres verstehen, als ihre braven Landsleute zu berauben, wehrlose Weiber zu schänden, Städte und Dörfer zu plündern etc., hatten natürlich keine Maßregeln zum Schutz der Frauen und Kinder getroffen, und trieben die Japaner in eine solche traurige Lage.“

Zum Trost stellt sich wenigstens aus dem Erwähnten heraus, daß es sich japanischerseits um ein absichtsloses Versehen gehandelt hat, so daß von einer Niedermeßelung überhaupt keine Rede sein kann. In einer europäischen Zeitung wurde über diesen Vorgang berichtet, daß nur 100 (!) chinesische Militairs in Port Arthur durch die feindlichen Waffen erlagen, während mehrere Tausend (!) der unallüchlichen Einwohner (Port Arthur hatte vor dem Krieg 3—4000 Einwohner) durch „die grauhamen Hände der Japaner“ ihr Leben einbüßten. Welchen Zweck eigentlich dergleichen Ver-

brehungen verfolgen sollten, ist nicht schwer zu errathen! — Die ruhmvollen Siege Japans können nur durch die besseren Waffen eines ritterlichen Feindes verdunkelt werden, aber niemals durch die lasterhaften Tugenden unwürdiger Reider! — Als Anlaß zu den verlautenden Greuelthaten wurde die Rachsucht der japanischen Soldaten angenommen. Auch schob man die Schuld auf die betrunkenen Kulis. Die letztere Vermuthung klingt einfach unwahrscheinlich, weil damals die Kulis noch weit vom Arieasschauplatz entfernt waren. Uebrigens stehen sie unter strengster Aufsicht der Gendarmen oder Polizisten. Sie müssen in einem angewiesenen Orte bleiben und dürfen überhaupt ohne Begleitung und Erlaubniß ihres Aufsehers nicht ausgehen. Vor dem Eintritt in eine eroberte bewohnte Ortschaft werden ihnen gefährliche Instrumente, sogar das Messer, abgenommen. Sobald in einer besetzten Stadt die Ruhe hergestellt worden ist, so daß die Einwohnerchaft zum Theil ihrem Berufe nachkommen kann, hält vor jedem Kaufladen ein Gendarm oder Polizist Wache, um zu kontrolliren, ob die japanischen Kulis, die chinesischen Forder u. s. w. den Leuten den verlangten Preis für Waaren richtig bezahlen. Dank einer so gut organisirten Disziplin kam selbst unter den Kulis bis jetzt noch kein einziger Fall von Erpressung, Weiberschänderei, Todtschlag, Diebstahl u. s. w. vor. Ganz unfinnig ist die Annahme, daß die japanischen Soldaten sich zu den Grausamkeiten hinreißen ließen, als sie um und in Port Arthur die verstümmelten Leichen ihrer Landsleute fanden. Allerdings haben die Chinesen dort einem japanischen Offizier und einigen Mannschaften die Eingeweide herausgenommen und die Bauchhöhle mit Sand und Steinen gefüllt. Ferner stellten die Japaner nach der Einnahme des Ortes aus den erbeuteten Schriftstücken, wie auch aus den Aussagen der Gefangenen fest, daß vier Dolmetscher vor Kurzem lebendig verbrannt worden waren. Dergleichen Schandthaten der Chinesen sind aber den Japanern keineswegs neu gewesen. Es wurden immer den unglücklicher Weise in die Hände des Feindes gefallenen Japanern die Augäpfel ausgezogen oder die Ohren abgeschnitten und sie wurden ohne Ausnahme ermordet, so daß thatsächlich „kein einziger gefangener Landsmann am Leben geblieben ist“. Gerade deshalb gilt die himmelschreiende Rache nur den waffentragenden Unmenschen und nicht im geringsten den unschuldigen Geschöpfen! Wie wäre es denn zu verstehen, wenn die Japaner in Port Arthur einerseits mehrere Hundert Kriegsgefangene nicht nur am Leben ließen, sondern, wie immer, auf's Mildeste behandelten — was allerdings die Berichterstatter einer Nation todtschwiegen — und andererseits ganz verkehrterweise die absolut schuldlosen Greise, Frauen und Kinder aus Rache ermordeten? Zum Schluß drückt der Schreiber dieses Artikels seine Ueberzeugung aus, daß man wiederum berichten wird, die Japaner hätten die Ortschaften zwischen Witsin und Mukden und deren Einwohner vollständig zu Grunde gerichtet! — wenn auch gar nichts davon wahr ist.“

### Allerlei.

**Ungeheuerliche Projekte.** Aus Paris wird dem „Pester Lloyd“ geschrieben: Die Wahrheit des französischen Sprichwortes, daß vom „Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt sei“, wird durch das Ergebniß der Konkurrenz für Andeutung von Projekten, welche der Weltausstellung vom Jahre 1900 eine noch nie dagewesene Anziehungskraft verleihen sollen, wieder einmal schlagend bewiesen. Wohl noch nie ist bei einer ähnlichen Angelegenheit eine solche Fülle theils großartiger, theils aber auch ungeheuerlicher Projekte aufgetaucht, als diesmal. Man höre und staune, denn das „Nil admirari“ ist diesmal nicht anzuwenden. Man proponirt also, um nur den geringeren Theil der eingelaufenen Projekte zu erwähnen, wobei wir die Namen der meisten Projektanten, als vollständig unbekannt Größen, weglassen: 1. Die Herstellung einer Drahtseilbahn zwischen der Spitze des Eiffelturmes und Versailles. 2. Die Errichtung eines römischen Circus, um darin Gladiatorenkämpfe (!) zu veranstalten und Städte von Aristophanes, Sophokles, Plautus u. aufzuführen. 3. Die Veranstaltung einer Reise um die Erde längs der beiden Ufer der Seine, an denen leichte Bauten und Leinwanddekorationen Algier, Venedig, Athen, Konstantinopel, Caputin, Indien, Tonking, Amerika, London und St. Petersburg darstellen sollen (und a Berlin?). 4. Die Errichtung einer vollständig getreuen Nachahmung der Alhambra event. des Parthenon zur Zeit des Perikles mit olympischen Spielen im Jardin des Plantes. 5. Die Herstellung eines tausend Meter (!) tiefen Schachtes mit Galerien, Restaurants, Café-Konzerts. 6. Die Ersetzung der Festungsmauern durch einen Kanal, die Erbauung einer Riesenbrücke mit einem Hotel-Klub, die Errichtung eines Kristallpalastes. 7. Die Herstellung eines Erdglobus, dessen Umkreis 360 Meter betragen würde. 8. Die Erleuchtung des ganzen Ausstellungspalastes durch

eine einzige elektrische Riesenlampe. 9. Die Errichtung eines monumentalen Riesenbogens am Eingange der Champs-Elyées, dessen mittlerer Bogen 200 Meter breit wäre. Die Spitze dieses gigantischen Denkmals würde ein Friedensdenkmal krönen, überragt von der auf dem Erdglobus stehenden Statue Frankreichs. 10. Lieferung des Beweises, daß die Planeten nicht bewohnt sind und daß die Erde sich nicht um ihre Ase dreht. 11. Herstellung eines Riesenfernrohrs, mit dem man den Mond aus der Nähe von zwanzig Kilometern betrachten könnte. 12. Errichtung eines um hundert Meter höheren Berges als der Eiffelturm, mit diesem durch einen Ballon kaptiv verbunden. 13. Erbauung einer venetianischen Gasse oberhalb der Seine. 14. Errichtung des Thurmes von Babel. 15. Darstellung des Lebens im alten Frankreich, mit Wohnhäusern, Werkstätten, Kaufläden. 16. Errichtung von Marionetten-Theatern, mit den Sanswürsten, Polichinells u. aller Nationen. 17. Die Verbindung der ersten Terrasse des Eiffelturmes mit der Place de la Concorde durch eine Drahtseilbahn. 18. Errichtung von mehreren um ihre Ase sich drehenden Ausstellungsavillons, so daß das Publikum fiegend Alles ansehen könnte. 19. Herstellung einer von der obersten Terrasse des Eiffelturmes herabfallenden, 300 Meter hohen Fontaine lumineuse. 20. Errichtung eines in fortwährender Vorwärtsbewegung begriffenen Gehweges, um das Publikum in der Ausstellung bequem zu befördern u. c. Wir erwähnen schließlich, daß der Astronom Flammarion einen Riesenmond herstellen will, der uns Berge, Meere, Krater u. zeigen und um welchen man mittelst eines Ballon kaptiv herumreisen würde. Der Kommission, welcher noch unzählige andere Projekte vorliegen, wird die Entscheidung wahrlich nicht leicht gemacht; hoffentlich werden ihre Mitglieder nicht darüber verrückt.

**Eine schaurige Verwechslung.** In Wiesenfeld (Württemberg) schrieb der Führer des Leichenregiments in das Protokoll: **Behandelnder Arzt: Tozesurisch; Altstischwache. Dr. Römer.**

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Arthur Bonus. Zwischen den Zeiten.** Dies und das für besinnliche Leute. Verlag von C. Salzer, Heilbronn. Ein modernes Erbauungsbuch. Wer den Reinertrag der sogenannten modernen Theologie für die praktische Frömmigkeit in der Form von Gedanken schlüssiger Frömmigkeit kennen lernen will, wer seiner heranreifenden Jugend den tiefen Sinn des Lebens erschließen helfen will ohne jeden „theologischen“ Dietrich, der greife zu diesem Büchlein. In tadellos schöner Sprache, ohne Pathos, ohne Gefühlsheftigkeit, in positiver Anschaulichkeit, aus der stillsten Tiefe geschöpft treten ihm hier die Grundwahrheiten unserer christlichen Religion entgegen, nicht aufdringlich, nicht aufregend, sondern in jenem halblauten Tonfall, in dem ein Freund dem Freunde in abgerissenen Stücken, immer wieder von der Stille unterbrochen, oft nur wie andeutend, zwischen Tag und Dunkel seine heiligsten und theuersten Gedanken und Ergebnisse anvertraut, während rings Gestalten um Gestalten auftauchen, in welche der Lauschende unwillkürlich das hineinschaut, was in seiner Seele rege wird. Und wenn man fürchten möchte, es gäbe heute der „besinnlichen Leute“, die solchen Freundeslaut lauschen, nicht mehr allzu viel, vielleicht ist es des Büchleins Mission, ihre Zahl wieder zu mehren. Denn es redet so anmutig, so sinnig, daß man unwillkürlich stille steht, um das Gespräch noch ungestörter zu genießen und den dadurch angeregten Gedanken weiter Lauf zu lassen. Und wenn man fürchten möchte, was den Vätern täglich Brod war, die Regungen der Frömmigkeit, sie hätten heute im Stürmen und Jagen des Lebens nur in wenig Herzen noch Raum! — vielleicht haben nur so viele verloren, was wirklich wahre Frömmigkeit ist. Dies Büchlein lehrt es sie wieder verstehen und erschließt ihnen damit auf neue, frei von Dornenstrüpp und rein von hineingesunkenen Erdtuden und darüber hinweggehenden welschen Blättern, dem uralten Quell tiefsten Glücks und weltüberwindender Kraft. Gerade freier gerichtet, dabei sachlichen und den Dingen auf den Grund gehenden, insbesondere auch in ihrem Geschmack empfindlichen Geistern sei es empfohlen, mit unserem Verfasser einmal „zwischen den Zeiten“ zu lesen im alten Evangelium.

— Einen originellen Entwurf zu einem Ausstellungsavillon für Brauereien führt die Fachzeitschrift: **Deutsche Brau-Zeitung in Berlin**, 21 in der No. 1 ihres zwanzigsten Jahrganges (1895) vor. Der Entwurf zeigt ein großes Seidelglas, in dessen Fuß die Wirtschaftsräume, in dessen Rand und Deckel die Restaurationsräume übereinander liegen. Zu dem unteren Restaurant führt unter dem Henkel des Seidelglases eine Treppe, während in dem Henkel selbst eine Wendeltreppe zu dem darüberliegenden Restaurant leitet. Neben dem Henkelknopf steigt man ins Freie auf eine Galerie über dem Deckel selbst, von wo man eine schöne Aussicht in die Ausstellungsanlagen haben würde. Der ganze, aus Eisen und Nibbicher Masse, auf Mauerwerk ruhend gedachte Bau, wird von einem Campanus gekrönt, dessen Pokal elektrisch erleuchtet wird. Der ganze Entwurf, originell erdacht und sauber gezeichnet, zeigt Anlaß, Durchschnitte und die Grundrisse in drei Etagen. Unsere Leser machen wir hierauf besonders aufmerksam.